



Verbunden bleiben!

Der Podcast der Auferstehungs-Kirchengemeinde aus Münster

Manuskript 19.04.2020

Folge 08:

„Bogen in den Wolken“ – Eine neue Normalität?

Am Mittwochmorgen war ich auf dem Wochenmarkt. Ich habe Oliven, Blumen und Pastinaken für den ersten Brei unserer Töchter und Spargel für mich und meine Frau gekauft, wie immer an dem Stand, der die Schälmaschine hat. Das wäre eigentlich nicht der Rede wert, wäre sonst kaum etwas wie immer.

Anders als bei den vielen Marktbesuchen bisher, sonst gehen wir meist samstags, kam ich mir etwas komisch vor. Sollte man das zurzeit nicht besser lassen? Mich hatte überhaupt gewundert, dass der Wochenmarkt weiter stattfindet. Natürlich kann ich mir vorstellen, dass die Marktbesucher auf die Umsätze angewiesen sind, aber der Münsteraner Wochenmarkt ist in der Regel eben proppevoll. An 1,5m Abstand wäre da nicht zu denken. Und unter den Besuchern sind normalerweise nicht wenige über 60. Die Marktleute müssen eine starke Lobby haben bei der Stadt, habe ich gedacht.

Ich war dann froh, zu merken, dass die Entzerrung der Stände vom Domplatz auf den Prinzipalmarkt tatsächlich deutlich mehr Platz lässt zwischen den Ständen. Und gegen kurz vor 8 war auch noch nicht viel los. Die Stände haben dazu alle möglichen Vorkehrungen getroffen, um Risiken zu minimieren. Abstände konnten eingehalten werden, fast alle Verkäufer trugen Mundschutz, Plexiglasscheiben schützen die offen liegenden Waren. So fand ich den



Wochenmarktbesuch dann auch ganz in Ordnung, vor allem weil es nicht so gedrängt war, wie normal und alle auf Abstände achten. Aber was ist eigentlich gerade normal?

Seit Wochen habe ich nur zu meiner Frau und meinen Kindern Körperkontakt. Ich habe schon so lange niemandem mehr die Hand gegeben, dass es mir komisch vorkommt, wenn sich in Filmen Leute, die nicht in einem Haushalt wohnen die Hand geben oder sich umarmen. Die sonst gängige Praxis als Pfarrer am Ende des Gottesdienstes jeden mit Handschlag persönlich zu verabschieden: Zurzeit undenkbar, nicht nur, weil wir ja eh noch keine Gottesdienst wieder feiern.

Noch im Februar waren Menschen mit Mundschutz in der Öffentlichkeit für mich total ungewöhnlich, außer es waren Bilder aus Ostasien. Jetzt habe ich selber einen. Meine Schwester hat für unsere ganze Familie welche genäht. Zum Einkaufen und bei anderen Situationen, wo nicht immer der nötige Abstand gewahrt werden kann, werde ich den tragen. Das war für mich vor ein paar Wochen noch undenkbar.

Oder wenn ich beim Spaziergang Gruppen von Menschen sehe, die nicht auf Anhieb als Familie zu erkennen sind, verdächtige ich sie direkt, dass die sich nicht ans Kontaktverbot halten und auch wenn ich das nicht gerne zugebe, ich verurteile das innerlich, ohne zu wissen, ob es nicht vielleicht doch einfach eine WG oder Patchworkfamilie ist.

Alles das sind Gedanken und Verhaltensweisen, die ich vor fünf Wochen nie für möglich gehalten hätte.



Eigentlich ist unsere Normalität in Deutschland, wie in den meisten reichen Ländern der Welt, geprägt von großer Sicherheit und Selbstbestimmung. Soziale Absicherung, ein funktionierender Rechtsstaat, niedrige Kriminalitätsraten, großer Komfort im Alltag durch alle möglichen Services und Dienstleistungen, und die Gewissheit, dass ich bei Ärzten und in Krankenhäusern bei Wehwehchen wie bei ernsthaften Erkrankungen und Verletzungen sehr gut behandelt werde. Die Angst davor, dass es zu einer Situation wie in Italien kommen könnte, wo die Kapazität zeitweise nicht für alle gereicht hat, die intensiv betreut und beatmet werden mussten, steht im Hintergrund der massiven Beschränkung von Grundrechten und des öffentlichen Lebens bei uns und weltweit. Und auch wenn die Schulen nun schrittweise wieder öffnen und Läden, werden wir nicht in die alte Normalität zurückfinden. Zumindest vorerst nicht. Viele Politiker und Wissenschaftler haben es in den letzten Tagen betont: Wir müssen lernen mit dem Virus und Covid-19 zu leben. Eine unsichtbare Gefahr, die noch vor kurzer Zeit als weniger bedrohlich als die echte Grippe von vielen gesehen wurde, zeigt uns die Zerbrechlichkeit und Anfälligkeit unserer Normalität. Unser Lebensstil hat uns bis Mitte März vorgegaukelt, dass wir ziemlich unantastbar leben. Krisen wie diese – oder sollte man besser von einer Katastrophe sprechen – zeigen auf, dass das freie und unversehrte Leben nicht selbstverständlich ist.

In der biblischen Überlieferung ist die erste globale Krise der Menschheit die Erzählung von der Sintflut. Diese Urkatastrophe vernichtet alles Leben auf der Welt bis auf die, die sich auf die Arche retten können. Noah baut dieses Riesenschiff für seine Familie und



viele Tiere. Nach einigen Monaten gehen die Wasser zurück, die Arche setzt auf, und die Taube, die schließlich ein frisches Olivenblatt zurück zur Arche bringt bestätigt, dass die Flut überstanden ist. Und dann wendet sich Gott mit einem Versprechen an Noah:

[1. Mose 9,8-13]

8 Und Gott sagte zu Noah und seinen Söhnen mit ihm: 9 Siehe, ich richte mit euch einen Bund auf und mit euren Nachkommen 10 und mit allem lebendigen Getier bei euch, an Vögeln, an Vieh und an allen Tieren auf Erden bei euch, von allem, was aus der Arche gegangen ist, was für Tiere es sind auf Erden. 11 Und ich richte meinen Bund so mit euch auf, dass hinfort nicht mehr alles Fleisch ausgerottet werden soll durch die Wasser der Sintflut und hinfort keine Sintflut mehr kommen soll, die die Erde verderbe. 12 Und Gott sprach: Das ist das Zeichen des Bundes, den ich geschlossen habe zwischen mir und euch und allem lebendigen Getier bei euch auf ewig: 13 Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde.

Gottes Bogen in den Wolken als Zeichen für das Versprechen, dass die Katastrophe zu Ende ist und nie wieder kommen soll. Was für ein schönes Ende, einer archaischen Flutgeschichte, wie sie typisch war in der altorientalischen Kultur.

Seit der biblischen Sintflut-Erzählung gab es viele weitere global Krisen und Katastrophen, nicht zuletzt Überschwemmung und Tsunamis. Immer wieder werfen große Ereignisse die bestehende Normalität der Welt um und zeigen die Zerbrechlichkeit des Lebens auf.



Eine Pandemie wie Corona, die die Gesundheit der Weltbevölkerung bedroht ist eben so ein Ereignis.

Deswegen passt es gut, dass im Moment viele Regenbögen zu sehen sind: An Kinderzimmerfenstern, an Balkonen oder auf Transparenten. Bei uns um die Ecke am Staufenplatz haben Freunde mit ihren Töchtern aus Stoffresten einen besonders schönen und großen aufgehängt. Darunter steht: Alles wird gut. Ich höre das nicht als Vertröstung. Für mich steckt darin eine wohltuende Zuversicht, dass dieser Moment, das Ende der Katastrophe und der Blick auf den Regenbogen kommen wird. Auf dem Weg dahin wird sich die alte, gewohnte Normalität sicher weiter ändern. Langsam werden wir lernen mit dem neuen „normal“ zu leben. Es wird sicher anders, aber bestimmt ganz okay. Der Regenbogen erinnert uns daran, dass Menschen, das in der Geschichte der Welt schon öfter geschafft haben.

Eigentlich hätte heute am 19. April Christian Grethlein den Gottesdienst in der Auferstehungskirche gefeiert. Herr Grethlein ist gerade frisch emeritierter Theologieprofessor und Mitglied in unserer Gemeinde. Er hat seine Predigt schon vor der Corona-Krise geschrieben und trotzdem sprechen seine Worte auch in die völlig neue Gegenwart, in der wir uns befinden. Ausgehend von einem Jesaja-Text, der die Ambivalenz zwischen dem mächtigen und herrlichen Gott, zwischen einem intellektuellen und einem seelsorglichen Blick auf den Schöpfer und den Barmherzigen, hält Grethlein fest, dass gerade der Zuspruch Jesajas - Gott „gibt dem Müden Kraft und Stärke genug dem Unvermögenden“ – den Nerv der Israeliten im Exil getroffen haben muss. Die Stimmung damals war



geprägt von Ausharren auf eine wieder bessere Zeit. Müdigkeit und Kraftlosigkeit angesichts der eigenen Begrenzungen ist sicher eine menschliche Grunderfahrung. Gott, so Jesaja, gibt denen, die auf ihn harren, neue Kraft. Ich zitiere ein kleines Stück aus der Predigt: „Schnell könnte dies als billige Vertröstung abgetan werden – doch ist die Geschichte des Christentums voll von Beispielen, in denen gerade Müde und Matte von Gott neue Kraft erhielten. Zwei Beispiele zur Erinnerung.

Heute begehen wir den 460. Todestag. Von Philipp Melanchthon. Dieser pädagogische Kopf der Reformation, starb am 19. April 1560 im Alter von 63 Jahren in Wittenberg. Blickt man in seine Biografie, so begegnet uns ein Mensch, der allen Grund dazu gehabt hätte, müde und matt zu sein. Schon seine geringe Körpergröße, er erreichte gerade 1,50 m, und ein ihn zeitlebens begleitender Sprachfehler prädestinierten ihn eher zum Außenseiter. Als dann noch sein Vater früh starb und er zu Verwandten kam, schien sein Schicksal besiegelt. Doch fiel er bald durch seinen wachen Verstand auf. Schon als 12-Jähriger wurde er auf die Universität nach Heidelberg geschickt und nach intensiven Studien, dann auch in Tübingen erwarb er mit knapp 17 Jahren den Magister-Grad. 1518 erhielt er als 21-Jähriger den in Wittenberg neu eingerichteten Lehrstuhl für Griechische Sprache. Auf ihm leistete er wichtige Beiträge zum Aufbau des Schul- und Universitätswesens und ermöglichte vielen Kindern und Heranwachsenden einen Zugang zur Bildung. „Wahrheit und Gerechtigkeit“ waren dabei die beiden obersten Bildungsziele, die ihn bei seiner unermüdlichen Arbeit beflügelten. In Wittenberg begegnete er dem 14 Jahre älteren Martin Luther und war von dessen Theologie begeistert. Er hörte: Gott wendet sich uns nicht



wegen unserer Leistungen zu, sondern aus Liebe und Barmherzigkeit. Dabei waren Melanchthon stets seine Handicaps bewusst. Doch wusste er sich vom barmherzigen Gott geliebt.“

Wir erleben gerade eine Zeit, die deutlich macht, dass Gott kein Gott ist, der alles Leid von uns abhält...

Freier Text

Das kann auch uns helfen, die wir gerade merken, dass wir uns stark von außen bestimmt erfahren und von den Gegebenheiten abhängig.

Wir beobachten gespannt die weiteren Entwicklungen der kommenden Zeit. Einige Läden öffnen wieder, Abschlussklassen gehen wieder zur Schule und auch unsere Kirchenleitung berät mit katholischen, jüdischen und muslimischen Vertretern mit der Landesregierung, wie es für uns Glaubensgemeinschaften weitergehen kann. Besonders für Muslime beginnt bald eine wichtige Zeit im religiösen Kalender. Der Ramadan steht an.

Wir informieren über neue Entwicklungen, die uns als Gemeinde betreffen, über Homepage und Schaukasten, sobald es Neuigkeiten gibt.

Das war schon die achte Folge von Verbunden bleiben! Vielen Dank, dass Sie dabei waren. Teilen Sie gerne diesen Podcast mit Freunden und Familie. Wir freuen uns sehr, dass ganz unterschiedliche Menschen dieses Angebot gerne anhören und in ihren neuen Alltag integriert haben. Titel und Bibeltext: Dennis Mohme, Musik: Brigitte Stumpf-Gieselmann, Klaus Homann und der Chor Gaudeamus, Produktion: Lukas Pietzner.



Und ich bin Moritz Gräper, Pfarrer der Auferstehungs-Kirchengemeinde und für Citykirchenarbeit in Münster. Bleiben Sie verbunden und passen Sie weiter gut auf sich auf! Bis bald.